



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenbericht.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Abproben gerechnet — ein Kartätschenfeuer; aber einige Kugeln gingen in die Erde, viele in die Luft, und nur sehr wenige in die Scheiben.

Im Ganzen hatte die Artillerie meine Erwartungen getäuscht. Uebermaß an Eifer und Nengstlichkeit wegen der Anwesenheit des Kaisers mag Einiges entschuldigen, z. B. das langsame Zielen, aber da alle Distanzen abgesteckt waren, und Nichts der Schätzung überlassen blieb, so hätte jedenfalls mehr Staub auf unsrer Seite der Scheiben emporfliegen sollen.

Bei einer genauen Bestichtigung der Scheiben schienen die donischen Kosaken am besten geschossen zu haben, aber nach einem Verplätzen von 1500 Schuß hätte man mehr Löcher in den Scheiben zu finden erwartet.

Diese großen militairischen Uebungen schlossen am 8. mit einem Feldmanöver mit supponirtem Feind auf der Ebene von Wolsa. Der Angriffspunkt war eine Stellung in der Nähe der Weichsel, bei dem Dorfe Wielany. Der Kaiser zeigte bei dieser Gelegenheit seine gewöhnliche Gewandtheit in der Leitung großer Massen, und Geschicklichkeit der Verwendung der verschiedenen Waffen zu ihren respectiven Zwecken. Es scheint jedoch etwas zu mechanisches in einem System zu sein, welches vorzüglich bei leichten Truppen keine Abweichung von der Vorschrift bei etwaigen unerwarteten Wendungen auf dem Schlachtfelde zuläßt, aber bei so ungezählten Massen ist vielleicht weniger Gelegenheit den Verstand selbstständig zu gebrauchen, obgleich man kaum bezweifeln kann, daß ein gelegentliches Abweichen von der pedantischen Regelmäßigkeit der Parade, diese ungeheure Armee noch gefürchteter machen würde.

W o c h e n b e r i c h t.

B a d e n : B a d e n.

Diese Skizze ist auszugsweise einem interessanten Büchlein entnommen, welches wir unsren Lesern empfehlen: Aus dem Leben eines Touristen. Von Julius v. Wiedede. Der Verfasser ist einer der ausdauerndsten Reisenden unserer Zeit; er hat als Officier in Deutschland, später in Schleswig-Holstein Gelegenheit gehabt, mit dem wirklichen Leben engere Berührungspunkte anzuknüpfen, als es dem gewöhnlichen Touristen verstattet ist. Außerdem geben ihm die warme Anhänglichkeit für das Vaterland und die feste, ehrliche politische Gesinnung, die in allen Stürmen der Partei treu geblieben ist, jenen Halt, ohne den auch die beste Beobachtungsgabe ohne Werth ist. Unsrer Leser kennen ihn bereits als einen vieljährigen und fleißigen Mitarbeiter unsrer Blätter. —

Baden-Baden, ein kleines, kaum einige tausend Seelen zählendes Städtchen des Schwarzwaldes, ist während zweier Monate das gemeinsame Rendezvous Europa's, das große Gasthaus aller Nationen. Es bietet Alles auf, um sich des Ranges, den einmal die Mode ihm zugewiesen, würdig zu zeigen. Mode aber und nicht Bedürfniß hat es zu dem erhoben, was es jetzt ist. Baden ist vielmehr Luxus- als Gesundheits-

bad, und wenn auch seine warmen Quellen zu Bädern und theilweise auch zum Trinken benutzt, Heilmittel gegen mancherlei Uebel des gebrechlichen modernen Menschengeschlechts gewähren, so ist dies im Ganzen doch nur Nebensache. Ueber die Hälfte aller Besucher kommt des Vergnügens wegen her und badet vielleicht nur, um eine sonst nicht gut zu benutzende Morgenstunde hinzubringen. Wöte Baden nichts als seine Quellen, seine ungeheueren Säle würden bald leer stehen.

Was Baden jetzt so überaus angenehm macht, ist die Großartigkeit seines Treibens während der Sommermonate und die Lieblichkeit seiner Umgebung. Die kleinlichen Rücksichten, die man sonst überall nehmen muß, dies ängstliche Sichdrehen und Winden, um nicht Anstoß zu erregen, hier fällt es ganz fort. Da wird nicht ängstlich nach Rang und Stand gefragt, woher Jemand stamme, welches Kleid er trage, wie er seine Zeit am liebsten sich vertreibe. Wer in irgend einer Weise bemerkt werden will, muß schon ganz besondere Eigenschaften besitzen oder ganz auffallend leben. Freilich fragen auch die kleineren Kreise, deren es hier hunderte aller Art giebt, streng genug nach den Verhältnissen eines Unbekannten, der sich ihnen zu nähern sucht. Baden wimmelt von männlichen wie weiblichen Abenteurern selbst des vornehmsten Ranges, so daß man gegen jeden Fremden, mit dem man nähere Bekanntschaft schließen will, vorsichtig sein muß. Von dem freundlichen Entgegenkommen, von der Verschmelzung aller Badegäste in eine einzige große Familie, wie man es in manchen kleinen Bädern findet, wo schon der Ankommende sich gleich in den ersten Tagen seines Aufenthaltes wie zu Hause fühlt, trifft man keine Spur. Wie ohne Reugier, so geht auch ohne Theilnahme Alles an einander vorüber. Hier, wo Jedem eine so reiche Auswahl zur Geselligkeit offen steht, kann Jeder auch nach Neigung wählerisch sein. Es ist oft komisch anzuschauen, wenn bisweilen so ein großer Würdenträger eines kleinen Staates, der daheim gewohnt ist, daß schon vor seinem leeren Wagen alle Hüte auf hundert Schritte aus übergroßem Respect abfliegen, hier zuerst ankommt. Nachdem er seinen oft unübersehbaren Titel, der zwei Linien des Fremdenblattes füllt, mit ängstlicher Sorgfalt, daß ja kein „Ober“ oder „Geheim“ vergessen werde, eingeschrieben, schreitet er, ganz gegen die hiesige Sitte alle Ordensbänder im Knopfloch, die Gemahlin gepußt, als wollte sie zum Hofballe fahren, ihm zur Seite, im Gefühl seiner Würde stolz einher, in der Meinung, Jeder müsse mit zuvorkommender Höflichkeit sich ihm nähern, sich glücklich schätzen, die Ehre seiner Bekanntschaft zu machen. Aber von all den langen Titeln, breiten Bändern und schönem Putz nimmt Niemand die geringste Notiz. Dann verschwinden allmählich die Decorationen und einige boshafte Franzosen haben kaum noch Gelegenheit, über unsere kleinen Lächerlichkeiten zu spötteln. — Das Conversationshaus mit seinen vielen Sälen und noch schönerem freien Plage, von süßduftenden großen Orangenbäumen umsäumt, ist der Schauplatz des großartigsten gesellschaftlichen Lebens. Es sind besonders die Abendstunden von 7—9 Uhr, wo man sich hier versammelt. In einem Kiosk auf der grünen Matte, die durch die breite Promenade von der Säulenhalle des Conversationshauses getrennt ist, spielt ein gut besetztes Orchester vom Karlsruher Militair. Die Klänge der neuesten Walzer, Polka's und Ouverturen beliebter Mode-Opern tönen in das Gesumme der auf- und niederwogenden Menschenmenge. Hier sind oft mehr als 1800 Personen aus der ganzen Welt vereinigt, auf dem Plage auf und ab schlendernd oder der Ruhe pflegend. Alles findet hier seine Repräsentanten, Jugend und Schönheit, Stand und Reichthum, der Glanz

berühmter, sei es erworbener oder ererbter Namen. In einer Reihe sieht man oft Staatsmänner, Feldherren, Gelehrte und Künstler, die sich Ruhm in allen Enden der Welt erworben, deren Namen und Thaten Tag für Tag die Zeitungen verkünden. Dazwischen der Frauen bunte Schaar gleich wogenden Blumenbeeten. Welche Eleganz, verbunden mit der höchsten Einfachheit der Toilette, welche Grazie der Haltung, welche Freiheit der Bewegung! Da sind die vornehmen Russinnen mit ihrem schmiege- und biegsamen Körper, den sie so geschickt zu tragen wissen, mit den gelblich blassen Gesichtern ohne Frische, die nur durch die zwar gewöhnlich hellen, aber sehr lebendigen, mandelförmig geformten Augen Leben und Reiz erhalten. Man wird unter ihnen selten eine vollkommene Schönheit finden; schon die Gesichter junger, kaum den Kinderschuhen entwachsener Mädchen sind fast immer krankhaft angegriffen; weißer Teint, frische Farben gehören bei ihnen zu den seltensten Ausnahmen. Aber etwas Piquantes haben sie in ihrer Erscheinung trotz dieses Mangels an Jugendlichkeit, trotz der zu breit hervorstehenden Backenknochen. Uebertroffen werden sie im Allgemeinen noch von den Französinen, denen man in ihrer ganzen Erscheinung unstreitig die Siegespalme zuerkennen muß; Eleganz der Bewegung mit zierlichem Wuchs und fesselndem Ausdruck der Züge ist bei ihnen vereint. Von Engländerinnen, deren Zahl hier Region ist, sieht man Einzelne, welche durch die Regelmäßigkeit ihrer Züge und ihr rosiges Colorit die Blicke mit Recht fesseln; sonst haben sie bekanntlich etwas Steifes, Eekiges, wenig Ansprechendes in Wuchs, Gang und Kleidung und stehen hinter den anderen weiblichen Nationaltypen weit zurück. Auch unsern deutschen Frauen mangelt oft genug der Reiz der Erscheinung, obschon sie es sonst mit dem ganzen weiblichen Geschlechte der Welt leicht aufnehmen.

Die Coquette ist hier Königin. Wie feurige Raketen fliegen die Blicke umher, die empfänglichen Herzen der Männerwelt zu entzünden. Die Flammen, die hier entzündet werden, sind meist leeres Strohfeuer, eben so schnell wieder erloschen wie aufgefackert; aber leichte Verhältnisse knüpfen sich schnell, denn die Gelegenheiten sind günstig, die strenge Sitte beugt sich den Launen der Mode. Ein Blick auf die hundert Verhältnisse, die sich auf der Promenade anknüpfen, zwischen verschwiegene Wänden sich fortsetzen, könnte uns zeigen, wie lau die Bande und die Sitten der vornehmen Welt aller Nationen sind. Doch wer will hier grübeln, wo Alles zum Genuß einladet! Wie süß duften die Orangen; sie erhöhen den süßlichen Zauber, der über Allem ausgebreitet liegt. Lind und warm ist die Luft, jedem rauhen Winde der Zutritt durch die schützenden Berge verwehrt, von dunkler Färbung das Blau des Himmels. Unmittelbar in der Nähe auf der einen Seite das im edlen Style gebaute weitläufige Conversationshaus mit seiner großen Säulenhalle, seinen zierlichen Nebengebäuden, auf der andern ein schöner grüner Rasenteppich rings von einer Allee schattiger Bäume umgeben. Dahinter, amphitheatralisch hergan erhoben, die Stadt Baden mit ihren hellen Häusern, Balkonen oder flachen Dächern, die ihr einen italienischen Charakter verleihen; hoch oben darüber die dunklen, üppig belaubten Berge des Schwarzwaldes, deren Grün jetzt eben von den Strahlen der scheidenden Sonne beleuchtet in den verschiedensten Schattirungen hin und her spielt. Ganz oben, einen würdigen Schluß bildend, das malerische Gemäuer der alten Schlossruine; mit ihm in gleicher Höhe sich über alle Berge hinziehend, ein hoher Kamm kahler Felsen, deren todttes Silbergrau schön von dem dunkeln frischen Waldesgrün absteicht. Jetzt hat die scheidende Sonne über dies bunte Gemälde ihre

purpurne Gluth ausgegossen, alle Farben erscheinen zuletzt noch im hellern Glanze, und die Fenster des Städtchens funkeln gleich riesigen Rubinen in der silbernen Einfassung des weißen Gemäuers. Noch so ein letzter hellstrahlender Blick und die Schatten der Nacht fangen allmählich an, leise über Alles ihre dunkeln Fittiche zu breiten. Aber mit einem Zauberschlage flammen jetzt unten an der Promenade die Gasgirandolen mit ihren weißen, durchdringenden Lichtern auf, helle Streiflichter auf die immer noch wogende Menschenmenge werfend. Ihr trügerischer Schein ist Vielen günstiger als das klare Licht der Sonne, er schmeichelt dem falschen Glanze, den dieses strenge enthüllt. Lebendiger glänzen bei ihm die Wangen der Frauen, unsichtbar sind die Falten und Runzeln und matten Kreise der Augen, die des Lebens Sorge gleichwie Genußsucht zu frühe gezeichnet; feuriger scheinen die Blicke, deren innere Leere jetzt mehr verhüllt bleibt. Das Sonnenlicht ist unsrer gegenwärtigen Generation oft sehr wenig günstig. Immer lebendiger wird das Gesehene, immer kühner die Worte der selten vergeblich schwachtenden Seladons, immer gewährender die Blicke der Frauen, was die Helle des Tages noch zurückdrängte, um nothdürftig den äußeren Schein zu retten, offener und rücksichtsloser wird es in der Dunkelheit der Nacht. Dazwischen das Gepolter der Gruppen, die weiter unten an der galerie des fumeurs um einzelne Tische sitzen, und behaglich Sorbet oder farbiges Eis schlürfend sich die Spaziergänger betrachten. Auch in den Sälen des Conversationshauses, die mit vielem äußeren Glanze, ganz darauf berechnet, die Augen der großen Menge zu blenden, ausgestattet sind, drängt sich die Menge. Nur ein Genremaler könnte die verschiedenen Scenen, die hier unaufhörlich den Blicken des Beobachters sich darbieten, wiedergeben. Interessant müßte ein solches Bild sein, schön aber nicht, denn wahrlich, es ist kein wohlthuender Anblick, den diese Tische gewähren. Wie verschieden drückt sich aber die Leidenschaft in ihrer wechselnden Steigerung in den Gesichtern der Umstehenden aus, welche unvergängliche Linien werden hier oft den Gesichtern für immer eingegraben! Alt und Jung, Vornehm und Gering stehen hier dicht geschaart, Stand und Rang sind auch hier verschwunden, die Sucht nach Gewinn macht Alle gleich, und mit immer gleicher Miene harht der Groupier die Goldrolle des Fürsten und den letzten Gulden des armen Handwerkers zusammen, der schwach genug war, der lockenden Verführung nicht zu widerstehen. Kalt wie das Metall, das er mit geschickter Hand umherwirft, sind die Blicke eines solchen Dieners der privilegierten Geldsucht; ihm ist es gleichgiltig, wie die rollende Kugel fällt, ob sein Geben oder Nehmen des Geldes, Freude oder schwere Sorge bereitet. *Faites vos jeux, Messieurs!* tönt heiser die tonlose Stimme, blickend fliegt das Auge über den langen Tisch, die Säge zu controliren, und die Betrügereien zu verhindern. Man sieht oft Tausende von Francs auf einem Säge stehen, und der Unternehmer, *Oberst Benazet*, soll außer der jährlichen Pacht von 40,000 Gulden, den großen Kosten für den Betrieb, bei dem allein nahe an 30 Groupiers angestellt sind, doch noch im vorigen Jahre an 100,000 Gulden reinen Gewinn gehabt haben. Gewähren schon Männer am Spieltisch keinen erfreulichen Anblick, so ist dies noch weniger mit Frauen der Fall. Höfliches Geschäft vom Spielen, so daß sie sich hinsetzten und auf der Karte nachpointirten, machten nur einige vornehme Russinnen, die, wie überhaupt über alle Schranken der Sitte, so auch hier über den Anstand sich am festesten hinwegsetzten; außer ihnen auch einige Französinen der höheren Gesellschaft. Bei Engländerinnen und Deutschen herrscht doch noch das Ehrgefühl zu sehr vor, als daß sie anders als auf einige Augenblicke sich

den Tischen nähern und stehend, aus Scherz, einige Geldstücke dann und wann hinwerfen. Das echte Bild einer wahren Spielerin bot eine elegant gekleidete Französin in mittleren Jahren. Sie trug noch die Spuren ehemaliger großer Schönheit. Von 11 Uhr Morgens, wo die Säle der Bank eröffnet, bis spät um Mitternacht, wo sie geschlossen werden, behauptete sie unablässig ihren Sitz, gewöhnlich beim Trente-un. Sie spielte nicht hoch, denn ihre Mittel schienen nicht beträchtlich zu sein. Aber mit welcher Spannung haftete ihr großes dunkles Auge, in dem einst mächtig die Flammen der Liebe gelodert, auf der Hand des Groupiers, der die Karten umschlug! Welche unerfättliche Gier spiegelte sich in ihren scharfen Zügen, in denen Leidenschaften aller Art ihre Furchen zurückgelassen! Ihre Freude über Gewinn war fast noch unschöner, thierischer, als der Zorn über Verlust. Im letzteren Falle versetzte sie nie durch eine starke Prise Tabak ihr Gehirn anzufrischen.

An den Sonntagsabenden spielt von 8 Uhr an im großen Hauptsaal ein ausgezeichnetes Orchester, theilweise von den ersten Pariser Virtuosen gebildet, die Benazet freigebig bezahlt. Benazet ist ein kluger Berechner, der Alles anwendet, die Menge herbeizuziehen. Dann tönt das Schmettern der Trompeten zu dem Rollen der Kugeln, dem Klappern und Klingeln der Goldhaufen, dem eintönigen Ruf der Bankhalter. Die Verlierenden, die an solchen Abenden doppelt zahlreich sind, können sich dann wenigstens trösten, daß Fanfaren ihren Verlust begleiten oder sanfte Flötentöne ihn betrauern.

Wenige Schritte, und man ist in der tiefsten Einsamkeit, im verborgensten Waldesdunkel der wild zerklüfteten Felsengegend. Es giebt in Deutschland großartigere Alpengegenden, aber wenig anmutigere, mannichfaltigere Gebirgslandschaften. Der glückliche Umstand, daß Baden in einem Seitenthale des Schwarzwaldes liegt, nahebei aber schon die lachenden, offenen Rheinebenen beginnen, bewirkt diesen großen Reichtum der Abwechslung von Gebirg und Ebene, Wäldern und Felsen. Der Schwarzwald hat nicht das Wellenförmige des Thüringerwaldes, des Odenwaldes. Aber hier ist größere Mannichfaltigkeit, jeder Punkt hat hier seine besondere Gestalt. Dieser Berg fällt steil ab, jener senkt sich allmählich, der eine ist spiz, der andere rund mit einer Kuppe, der gleicht einem Regal, dieser einer großen Mulde. Man gewinnt oft auf einem Wege ganz verschiedene Ansichten, glaubt in wenigen Minuten ganz von einander entfernte Landschaften vor sich zu haben. Welch belohnenden Spaziergang bietet z. B. nicht die Ruine des alten Schlosses dar, welche man auf bequemen Pfaden gut in einer halben Stunde erreichen kann. Zuerst, nachdem man die Bergstraßen der Stadt verlassen, kommt man bei dem neuen Schloß vorbei, das im Sommer der Großherzog bewohnt. Der offenstehende Garten desselben mit den wunderschönen hohen Linden gewährt einen angenehmen Ruhepunkt. Unter den grünen Schatten der Bäume stehen traumliche Bänke, von denen man einen Blick über einen Theil der Stadt und die Lichten-thaler Alee in die gleichnamigen Berge hat. Bequem aufwärts steigend führt der Pfad von hier, nur hie und da durch ein schattiges Laubhölzchen unterbrochen, weiter auf beiden Seiten, die zwar ganz verschiedene, aber gleich befriedigende Aussicht auf Thal und Berg gewährend. Bald nimmt dann ein dunkler Tannenhain den Wanderer auf. Schlanken Säulen gleich steigen die riesigen geraden Stämme empor. Es sind noch die alten verjährten Fichten, die dem Schwarzwald ursprünglich seinen Namen verliehen. Zu den bekannten großen Flößen zusammengesetzt, steht der Rhein alljährlich Tausende derselben dem theuer zahlenden Holland zuschwimmen. Hier schützt sie die Nähe Badens,

dem man einen solchen Wald erhalten wollte, vor gleichem Loos. Der Sonne Strahl bricht sich kaum Bahn durch ihr grünes Gezweige, hellglänzende Arabesken phantastischer Art an den braunen Stämmen oder dem grüngelben Moosgrund des mit kleinen Felsbrocken besäeten Bodens zeichnend. Leise rauschen die Gipfel vom Winde bewegt, mit dem eigenthümlichen, schaurigen Tone, der nur den Nadelwaldungen eigen ist. Vögel aller Art zwitschern ihren fröhlichen Gesang dazwischen, und das behende Eichelhägen schwingt sich mit gewandten Sprüngen von Baum zu Baum, oft den fremden Wanderer mit den klugen schwarzen Augen eine Weile anschauend, dann bald sorglos um ihn seinen lustigen Pfad verfolgend. Es ist hier das Bild der vollkommensten Einsamkeit des Hochwaldes, man glaubt sich von allen menschlichen Wohnungen weit entfernt, tief ins Gebirge versetzt. Nach einer kleinen halben Stunde erreicht man mühelos das alte Schloß. Die Ruine desselben ist sehr groß, ziemlich gut erhalten, mit besonders hohen Thürmen versehen, sonst aber ohne eigentliche architektonische Schönheit. Daß man hier sich in der Nähe des stark besuchten Badeortes befindet, spürt man deutlich. Ein eleganter Restaurateur hat in einigen wohnbar gemachten Nebentheilen, wo ein alterthümlich hergestellter Saal auch noch befindlich, seinen Sitz aufgeschlagen, den zahlreichen Besuchern Erfrischungen aller Art zu bieten. Ueberall stehen Tische und Stühle, sieht man Gruppen sich labender Menschen, hört man Tellergeräusche und Gläsergeräusche. Die hohen Thürme, sorgsam vor weiterem Verfall geschützt, sind mit Treppen und Stegen zugänglich gemacht, an gefährlichen Stellen mit Geländern geschützt. Eine entzückende Aussicht gewährt besonders ein klarer Sommerabend, wenn die Sonne im Scheiden begriffen ist. Am Fuße des Berges das schmale hellgrüne Thal, das sich nach Dos hinzieht, von dem gleichnamigen Fluß gleich einem dünnen Silberfaden auf grünem Grunde durchzogen. In dem Thale sieht man auch den bräunlich gelb von dem Wiesen grün abstechenden Strich der Eisenbahn, die Baden bei dem Dorfe Dos mit der großen badischen Bahn von Basel nach Mannheim verbindet. Gleich einer riesigen Schlange, die mit Blitzesschnelle fortschießt, ohne daß man die Werkzeuge dieser Schnelligkeit sieht, kommt ein Wagenzug dahergestürzt, die rauchende Locomotive an der Spitze. Ihr gelbes Gepfeife dringt durch die Stille des Waldes bis oben auf diese Höhe, und erschreckt lassen die Vögel auf Augenblicke ihr Gezitscher verstummen, dem ungewohnten Ton zu lauschen. Jenseits des Thales streichen malerisch geformte Berge, mit ihren waldigen Kuppen den Horizont begrenzend. Links liegt Baden, halb an den Schloßberg gelehnt, halb schon im Thal, mit seinen hellfarbigen, glänzenden Häusern. Hervor-schimmernd durch Größe wie weiße Färbung treten besonders die weitläufigen Gebäude des Conversationshauses dem Auge entgegen. Leise klingen einige Accorde der Musik durch die Luft und einen sich mit den Silbertönen der seufzenden Orgelschalen, die passend in einigen Fensteröffnungen des Gemäuers angebracht sind. Noch weiter links sieht man die duffig braunen fernen Berge des höhern Schwarzwaldes, auf der einen Seite die runde Kuppe des „Merkers“, des höchsten Punktes der Gegend mit seiner weißen Merksäule. Rechts schweift der Blick in die weite freie Rheinebene, die dicht besäet ist, mit zahllosen größeren wie kleineren Ortschaften, unter ihnen besonders die Bundesfestung Rastadt durch Größe bemerkbar. Gleich einem Strom flüssigen Goldes durchschlängelt diese smaragdene Fläche der Rhein, glühend gefärbt von den Strahlen der scheidenden Sonne. Hinter ihm im tiefen Purpur des Abendrothes „la belle France,“ bis dann in ihm die bläulich-violetten Vogesen am weiten Saume sich immer

mehr und mehr in duftige Ferne verlieren. Hier sollen die armen Emigranten, die während der Schreckensjahre der Revolution sich in großer Zahl in Baden aufhielten, oft gestanden und weinenden Auges unverwandt nach dem so schön vor ihnen liegenden und ihnen so streng verschlossenen Vaterland gesehen haben, bis die Schatten der Nacht es mitleidig den Blicken verhüllten. Aber nicht blos der Naturfreund und Schwärmer, auch der Gourmand findet in Baden-Baden seine Rechnung. Der nahe Schwarzwald liefert Wild in Ueberfluß, dessen Bäche Forellen, der Rhein seine Salme, der Bodensee seine Fische und selbst die Nordsee ihre Austern, die jetzt mit Dampfkraft in dritthalb Tagen hierher gelangen. An Obst ist das Land so reich wie Württemberg. Trotz der Theuerung dieses Jahres in Folge der Noth war es in Baden vielleicht wohlfeiler, als in jedem Badeort. Man speist hier in reicher Auswahl Mittags für 30 Franken. Die beliebteste Speisestunde ist um fünf; die Deutschen haben um ein Uhr eine wohlfeilere Tafel. Daß man auf deutschen Boden hier steht, ist kaum fühlbar, Baden erscheint uns wie ein Grenzort von Frankreich. Die Einwohner des Ortes sind geborne Bedientenseelen für die Völker der Erde; jeder Kellner, Kutscher, Handwerker, Bettelbube radebrecht Französisch; jedes Schild an jedem Laden giebt die Inschrift in beiden Sprachen. Frankreich greift immer noch tiefer in Deutschland hinein als es sollte. Und die süddeutsche Gefälligkeit bequemt sich zu leicht solchen Uebergriffen. Die Trümmer vom Heidelberg'schen Schlosse und viele Maale im Lande rings umher rauchen nicht mehr, die stummen Ruinen sollten aber doch eine Mahnung für uns sein, denn die Steine predigen, wenn die Zungen nicht mehr reden.

Neupreußische Politik. — Es geschehen in unseren Tagen viel seltsame, unbegreifliche, unglaubliche, unmögliche Dinge, und man sollte wol allmählich so abgehärtet sein, das Gefühl der Verwunderung als ganz antiquirt bei Seite zu werfen, und doch müssen wir gestehen, daß die neuesten Schritte der neupreußischen Partei uns einigermaßen außer Fassung gesetzt haben. Die Kreuzzeitung macht eine tendenziöse Opposition gegen den rettenden Novembermann! Die Kreuzzeitung wird drei Tage hintereinander confiscirt! Die Kreuzzeitung erklärt, unter dem Druck der gegenwärtigen Regierung nicht länger schreiben zu können, und suspendirt sich selber! Und das Alles in einer Zeit, wo einer der thätigsten Beschützer der Kreuzzeitung, Herr v. Bismark-Schönhausen, zu den wichtigsten Missionen verwandt wird. Und auf der andern Seite fallen nicht weniger wunderbare Dinge vor. Während die Kreuzzeitung Herrn v. Manteuffel für abhängig vom Auslande, für vollständig verlassen von allen Freunden und Anhängern und für den Beschützer eines verderblichen Systems erklärt, beeifert sich auf der andern Seite die Centralstelle für Presssachen, die gesammte neupreußische Partei für eine ehrsüchtige, nur mit dem Schein der Loyalität sich brüstende, ränkevolle Clique auszugeben, die mit den allerverderblichsten Absichten umgehe. Ja, noch mehr, es wird dem Herrn v. Bismark-Schönhausen geradezu Schuld gegeben, Herrn v. Manteuffel stürzen zu wollen. Zu diesem Zweck habe er sich die Mission nach Wien übertragen lassen, um dort als Aristokrat, guter Reiter und feiner Weltmann für sein Vorhaben die Sympathien des Wiener Cabinets zu gewinnen.

Das sind ja alles ganz erstaunliche Dinge! Es stößt hier nur zunächst die Frage auf: Wer hat denn eigentlich Herrn von Bismark-Schönhausen seine Mission übertragen? Er hat sich doch nicht selber zum interimistischen Gesandten

in Wien gemacht. So viel wir wissen, ist Herr v. Manteuffel nicht bloß Ministerpräsident, sondern er hat auch ganz speciell das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. Die Ernennung mußte also doch durch seine Hand gehen, und wenn ein höherer Befehl ihn dazu veranlaßte, einen Mann, über den er so urtheilte, wie wir es nach den Aussagen seines Vertrauten vermuthen müssen, mit einer so wichtigen politischen Stellung zu betrauen, so liegt es doch wol in der Convenienz aller Staatsformen, der absolutistischen wie der constitutionellen, in solchem Fall seine Entlassung einzureichen. Wir sind nicht im geringsten davon unterrichtet, wie sich die Sache eigentlich verhält; aber jene Frage ergiebt sich mit Nothwendigkeit aus der ganzen Sachlage.

Es ist uns ferner unbekannt, um welche materielle Verschiedenheit in den Ansichten sich der Streit dreht. Die Nachrichten, die in solchen Fällen geschickt in das Publicum zerstreut werden, sind nur geeignet, das Urtheil desselben noch mehr zu verwirren. Man erinnere sich an die schönen Tage der Union, wo es vorzüglich den Bemühungen des Herrn Ryno Duehl gelungen war, den größern Theil des Publicums davon zu überzeugen, daß Herr v. Manteuffel ein entschiedenerer Vertreter dieser Idee war, als Herr von Radowitz. So wirft in diesem Fall die Kreuzzeitung dem Ministerium vor, in der Zollfrage zu nachgiebig gegen Oestreich zu sein. Aber wer anders leitet denn die Verhandlungen, als Herr v. Bismark-Schönhausen? Von der andern Seite her wird der Kreuzzeitungspartei vorgeworfen, sie wolle Preußen auf Pommern und die Mark beschränken, die großen Städte vom Erdboden vertilgen, um einen homogenen Staat zu haben, und sich dann mit Hannover und Mecklenburg alliiren, wo die gleichen Interessen vorherrschen. Wenn man hier von den Rodomontaden abstrahirt, so möchten wir uns wenigstens in einer gewissen Beziehung den Ansichten der Kreuzzeitung zuneigen. Um eine fruchtbare Handelspolitik zu verfolgen, müssen wenigstens zu Anfang die Interessen der verschiedenen Staaten, welche daran Theil nehmen wollen, homogen sein. Wir würden es zwar aus anderen Gründen sehr bedauern, wenn sich die süd- und mitteldeutschen Staaten von dem neu zu gründenden Zollverein ausschloßen; für die feste Organisation des neuen Vereins aber wäre eine solche Trennung von dem größten Gewinn.

Ursprünglich schien sich der ganze Streit lediglich um die Person des Herrn Ryno Duehl zu drehen, deren Aufopferung man von Seiten der Kreuzzeitungspartei verlangte. Die Aufopferung war natürlich nicht wörtlich zu verstehen. Er sollte die Versorgung des Herrn Wedecke mit einem jährlichen Gehalt von dreitausend Thalern erben, und für die Centralstelle unter den Walachen und Rumeliern Propaganda machen. Daß man auch ernstlich daran gedacht hat, scheint ziemlich ausgemacht zu sein; woran die Unterhandlungen sich zerschlagen haben, wissen wir nicht. Genug, dies war die Veranlassung, daß die beiden bisherigen Verbündeten so lebhaft einander in die Haare geriethen.

Nur Eins hat dabei sowol die Kreuzzeitung wie die „Zeit“ übersehen; sie glaubten sich in ihrem vollen Rechte, ihre Angriffe von Herrn Duehl auf Herrn von Manteuffel einerseits, von Herrn Wagener auf Herrn v. Bismark andererseits auszudehnen, aber sie überlegten nicht, daß die Spitze ihrer Waffe noch über dieses Ziel hinausging. Sie überlegten nicht, welche Rolle sie dabei das Königthum spielen ließen. Wir wollen ganz offen darüber sein, so delicat auch die Sache ist. Wenn die Kreuzzeitung von Herrn v. Manteuffel erklärt, seine Politik habe in ganz Preußen keine Anhänger mehr, so vergißt sie dabei ganz, daß sie die Minister als unverantwortlich dem Volk gegenüber, als

bloße Diener des Königs selber öfters bezeichnet hat; und wenn die „Zeit“ von den wirklichen oder vermeintlichen Vertrauten des Königs aussagt, sie wollten das Land verderben, so macht sie es nicht viel besser. Das Organ der dritten conservativen Partei, das „Preussische Wochenblatt“, obgleich viel rücksichtsloser und entschiedener in seiner Polemik, zeigt darin doch einen viel besseren Takt. Es appellirt beständig von dem falsch unterrichteten an den besser zu unterrichtenden König, und gerade dieser Offenheit wegen verlieren seine Angriffe den gehässigen Anspruch, den auf der andern Seite das versteckte Wesen nur noch mehr hervorhebt.

Wir müssen, und zwar in der vollsten Aufrichtigkeit, jede Schmälerei des königlichen Ansehens, namentlich in Preußen, auf das entschiedenste beklagen, denn Preußen steht und fällt mit dem Königthume. Allein die angeblichen Royalisten, unter denen übrigens viele mit ihren Loyalitätsversicherungen ganz aufrichtig und ehrlich zu Werke gehen, machen sich von dem Königthum die sonderbarsten Vorstellungen. Es hat für sie eine gewisse übernatürliche Heiligkeit, die wahrscheinlich von den Vorstellungen des orientalischen Königthums herrührt; nur vergessen sie, daß auch bei diesem die Macht des Königthums gar nicht supranaturalistisch, sondern aus sehr handgreiflichen Gründen zu begreifen ist. In wirklich despotischen Staaten hat der König das unbestreitbare Recht, mich, wenn ihm meine Nase nicht gefällt, ohne weiteres köpfen zu lassen. Vor einer solchen Macht hat man wol alle Ursache Scheu und Furcht zu empfinden. Allein dergleichen ist in unseren europäischen Verhältnissen ganz unmöglich. Eine revolutionaire Gewalt, wie die jetzt in Frankreich herrschende, kann zu Acten der Willkür greifen, ein legitimes Königthum aber nimmermehr, auch wenn es durch keine Constitution gebunden ist. Da wir also auf diese Quelle des königlichen Ansehens verzichten müssen, und da auch eine zweite, den Hof als den Mittelpunkt alles Ehrgeizes zu betrachten, in Preußen ziemlich spärlich fließt, da selbst im Beamtenstand und im Militair das Princip der Prüfungen und der Anciennetät der Gunst ziemlich enge Schranken zieht, so bleibt uns wol nichts Andres übrig, als die Pietät gegen das Königthum aus dem Inhalt desselben herzuleiten, aus der Uebereinstimmung dessen, was es thut, mit den Ueberzeugungen des Volks.

Nun hat sich unter den sogenannten Royalisten die Ansicht festgesetzt, eine parlamentarische Regierung sei verderblich für das Ansehen des Königthums. Da man aber zugeben muß, daß der König bei einem verwickelten Staatswesen nicht nach allen Seiten hin gleiche Einsicht haben kann, daß er also überall auf den Rath Anderer hingewiesen ist; da man ferner zugeben muß, daß über das wahre Interesse des Staats sehr verschiedene Ansichten bestehen, und daß diese Ansichten sich zu geschlossenen und vollständig organisirten Parteien abgerundet haben, so sollte es doch erspriechlicher für das Ansehen des Königthums scheinen, wenn dem Wettstreit dieser Parteien um den Einfluß auf den Willen der Krone, ein gesetzlich geordneter und genau abgegrenzter Spielplatz angewiesen würde, als wenn die Geltendmachung dieses Einflusses dem Zufall, der Intrigue, der Leidenschaft überlassen wird. Was also auch das Resultat jenes Streites sein möge, so viel wird sich herausstellen, daß ein Parlament ein angemessenerer Ort für dergleichen ist, als die Presse oder das Cabinet.

— Nachtrag. — Also eine neue Ueberraschung! Nach drei Tagen freiwilliger Suspension ist die Kreuzzeitung wieder erschienen; sie erklärt, sie habe all ihre Zwecke

erreicht. Da aber diese Zwecke vorher nicht klar angegeben waren, so hat auch diese Siegesbotschaft etwas Unbestimmtes. Ist Manteuffel gestürzt? Oder geht Ryno nach Galacz? Macht die Bureaucratie dem Adel Platz, oder tritt sie bloß in seine Dienste? Oder war der einzige Zweck, wie der Zuschauer einmal andeutete, „bei dieser Hitze“ ein Paar Tage Ferien zu machen? — Wir wissen es nicht, genug, die Kreuzzeitung ist zufrieden. Das Ministerium hat in der Zollfrage einen „energischen“ Entschluß gefaßt; es ist für die nächsten Kammern ein Gesetzentwurf vorbereitet, nach welchem die erste Kammer eine rein königliche sein, die zweite auf ständischen Grundlagen beruhen soll. — Wir wollen das Nähere abwarten.

Pariser Botschaft. — Die Geschäfte sind beendet, und der Prinz begiebt sich wieder auf Reisen. Hier hat er eine bessere Gelegenheit, das, was sein eigentliches politisches Talent ist, zu entwickeln, als in seinem Verhältniß zu jenen im Ganzen ermüdenden und fruchtlosen Debatten, obgleich man auch hier zugestehen muß, daß die Botschaft, mit der die Sitzungen des legislativen Körpers geschlossen wurden, in seinem Sinne sehr geschickt abgefaßt ist. Bei alledem müssen wir doch die an sich unbedeutenden Vorfälle in einer Versammlung, die im Wesentlichen vom Präsidenten ernannt war, als ein beachtenswerthes Sympton für die unendlichen Schwierigkeiten betrachten, die unter den gegenwärtigen Umständen mit einem auch nur annäherungsweise bürgerlichen Regiment verbunden sind. Louis Napoleon wird den Ursprung seiner Herrschaft eben so wenig in Vergessenheit bringen können, wie Louis Philipp. Der Julithron war von dem Bürgerthum auf den Barricaden aufgerichtet. Der Adel und die Geistlichkeit wußten sehr gut, daß sie in dem Kampf die Verlierenden gewesen waren, und Alles, was der König späterhin gethan hat, um es bei ihnen in Vergessenheit zu bringen, konnte den geheimen, aber in Zeiten einer Krisis sehr gefährlichen Groll nicht beschwichtigen, während auf der andern Seite die siegreiche Bourgeoisie mit fast eben so großem Verdruß sich als dupirt betrachtete. Der Staatsstreich des December hat die Bourgeoisie gestürzt und das Militair ans Ruder gebracht, und wenn auch der panische Schrecken vor den Gefahren einer rothen Republik für den Augenblick den ruhigen Bürger an das neue Regiment kettet, so steht doch instinktmäßig das gesammte Bürgerthum demselben gegenüber, und wenn es auch von den Eroberungsgelüsten seiner früheren Jahre sehr zurückgekommen ist, so wird es doch wenigstens nichts thun, um in einer Krisis den Fall desselben aufzuhalten. Auf der andern Seite ist das Militair ein sehr gefährlicher Bundesgenosse, und die Begeisterung, die in einem großen Theil desselben für den Prinzen wirklich vorhanden ist, knüpft sich nicht an die Person desselben, sondern an die Traditionen der Kaiserzeit, die er mit großem Geschick auszubeuten verstanden hat. Es wäre aber eine ganz falsche Vorstellung, wenn er glaubte, durch fortgesetzte Ceremonien, durch Feste und Reden auf die Dauer diese Begeisterung erhalten zu können. Die Vertheilung der Adler war ein gefährliches Spiel; das Heer wird ihm einmal auch zurufen, wie Kaspar dem Mar: Glaubst du, dieser Adler sei dir geschenkt? Die Officiere haben sich wieder Ruhm, schnelles Avancement und reiche Beute versprochen, und wenn sie sehen, daß daraus nichts wird, so wird sich ihre Zuneigung sehr bald in Unwillen verwandeln, der sehr bedenklich werden könnte, da von allen Seiten alte bewährte Generale nur darauf warten, ihn für ihre Zwecke zu benutzen. Das französische Volk, dessen charakteristischer Ausdruck vor Allem das Heer ist, kann sich nur in einzelnen Augen-

blicken der Uebersättigung nach Ruhe sehnen; sehr bald tritt wieder das Bedürfnis nach Emotionen ein. Die Franzosen wollen stets beschäftigt und angeregt werden. Niemals hat Lamartine ein treffenderes Wort gesprochen, als jenes bekannte: Frankreich langweilt sich. In jener Längenweile liegt der wesentliche Grund der Februarrevolution. In diesem Falle ist die Lage aber noch prekärer, da das Heer seine Macht sehr wohl kennt und viel elastischer ist, als die geheimen Gesellschaften des Jahres 1848. Napoleon weiß das sehr gut, und wenn er auch die Gefahren eines Bruchs mit dem Ausland sehr wohl zu würdigen weiß, so sind wir doch nach dem, was wir jetzt von seinem Charakter kennen, fest überzeugt, daß ihm im entscheidenden Augenblicke der Muth nicht fehlen wird, auch das Tollkühnste zu unternehmen. So friedlich seine Versprechungen lauten mögen, Europa hat dennoch Ursache auf seiner Hut zu sein.

Die Zerrwürfnisse in den anderen Staaten lassen diesen Zustand um so mißlicher erscheinen, da sie nicht, wie bei den Franzosen, zu einer gewaltsamen Anspannung aller Kräfte, sondern eher zur Erschlaffung führen. Charakteristisch ist die Lage der beiden Grenzländer, die wahrscheinlich bei einem etwaigen Ausbruch der nächste Schauplatz des Kampfes sein werden, Belgien und Sardinien. In beiden Ländern war die Hoffnung vorhanden, durch eine freisinnige und entschlossene Regierung die Herrschaft des Bürgerthums festgesetzt zu sehen; in beiden Ländern ist der Liberalismus im Begriff, einem gemeinsamen Feinde zu erliegen, der katholischen Kirche. Von dieser ist es aber noch gar nicht ausgemacht, ob sie nicht, wie schon einmal geschehen ist, sich mit Napoleonischen Ideen zu verständigen vermag. England dürfte in diesem Augenblick eine sehr unsichere Stütze für die liberalen Ideen sein, denn wie auch der Ausgang der gegenwärtigen Krisis sein mag, die Aufmerksamkeit des Volks wird in den nächsten Jahren lediglich auf das Innere gerichtet bleiben, und die kriegerischen Töne, die der Reihe nach Russell, Palmerston und Derby angeschlagen haben, werden keine Sympathien im Volke finden. So steht denn allein die heilige Allianz dem drohenden Feinde gerüstet gegenüber, und diese verfolgt leider ein Ziel, welches trotz seiner legitimen Ueberkleidung von dem Napoleonischen Absolutismus nicht weit entfernt ist. Das constitutionelle System wird von beiden Seiten mit gleichem Haß bekämpft, und da dieses wenigstens nach der bisherigen Erfahrung die einzige Form ist, in welcher sich die Idee des gesetzlichen, freien und nationalen Staates darstellt, so wird zuletzt nur noch Gewalt der Gewalt gegenüber stehen. Ein Zustand, der uns mit nicht weniger Besorgniß erfüllen muß, als die Aussicht auf die bevorstehende Mairevolution, die gegen das Ende des vorigen Jahres allen Muth zu größeren Unternehmungen niederdrückte. Die allgemeine Rathlosigkeit macht sich dann in einem Auswege Luft, der auf unser nationales Leben die schlimmsten Einwirkungen ausüben muß, in den massenhaften Auswanderungen, die, wenn man sie im Ganzen überflieht, weit über das hinausgehen, was zur Zeit der Völkerwanderung geschehen ist. Unsere Arbeitskräfte und unser Geld gehen nach Amerika, und wir sind nicht einmal im Stande, auch nur für den einfachsten Conflict der materiellen Interessen, für die Handels- und Zollverhältnisse, einen Ausweg zu finden.

Theater. — Von der unermüdlichen Charlotte Birch-Pfeiffer ist wieder ein neues Intriguenstück aufgeführt worden: „Ein Ring.“ Die Verfasserin scheint sich jetzt vorzugeweiße auf das französische Genre geworfen zu haben, und um das Nützliche mit dem Angenehmen zu vereinigen, führt sie in das frivole, liederliche Treiben der

Regentschaft die deutsche Sentimentalität, Biederkeit und Sittlichkeit ein. Es ist unglaublich, was man der Geschichte Alles bieten kann. Man denke sich den jungen Herzog von Richelieu, wie wir ihn aus der *Chronique de l'oeil de boeuf* und ähnlichen amüsanten Schilderungen kennen, wie eine unbekannte Schöne ihn von einem Maskenball entführt, ihm in nächtlich süßer Stunde die leidenschaftlichsten Liebeserklärungen macht, und ihm verspricht, sich ganz ihm preiszugeben, und wie er ihr antwortet: Entschuldigen Sie, ich kann Ihr Opfer nicht annehmen, ich liebe eine Andere! Der arme Richelieu! Die Geschichte hat ihn eben so verleumdete, wie die Kaiserin Messaline. Er hat als Knabe von funfzehn Jahren eine unbekannte junge Schönheit geliebt, ist gewaltsam von ihr getrennt worden, hat aber ihr Andenken beständig im Herzen und eine Locke von ihr auf dem Herzen getragen. Er findet sie endlich wieder, und sie wird seine Gattin, nachdem er alle Proben auf das Tugendhafteste überstanden. — Wenn man einen so hoffnungsvollen jungen Mann auf das Theater bringen wollte, so sollte man ihn doch den Namen Schulze oder Müller, oder einen andern respectablen geben, aber ihn Richelieu zu nennen, das scheint doch etwas verwegen. — Uebrigens zeigt der Anfang des Stücks wieder von dem theatralischen Verstand der Verfasserin. Die Exposition ist klar und verständig, und die Liebesabenteuer bei der hübschen Goldschmieds-tochter im zweiten Act bunt genug angelegt; aber wie es bis zur Tugend und Leidenschaft kommt, hört die Poesie auf. —

Als ein neues Licht in der Bühnenwelt wird von der Kritik ziemlich einstimmig der K. K. Hofschauspieler Davison begrüßt, der neuerdings in Dresden gastirt hat. —

Der Hoftheaterintendant von München, Dr. Dingelstedt, ist in Folge des bekannten Vogt'schen Processes zu einem Monat Festungsstrafe verurtheilt. Man rechnet allgemein auf seine Begnadigung, da von Allen, die ihn kennen, der Act persönlicher Justiz, den er ausgeübt, so aufgefaßt wird, daß er nicht ein Ausfluß der Leidenschaft war, sondern von der Vorstellung einer gewissen socialen Nothwendigkeit eingegeben worden. —

Im Gartentheater bei dem neuen Palais in Sanssouci wurde vor dem Hof ein neues Genrebild von Bahn: „Aus dem Lager“, aufgeführt. Der Gegenstand des Stücks war das Lager von Kalisch im Jahre 1835, jene Verbrüderung zwischen dem russischen und preussischen Militair, welche durch die Anwesenheit des russischen Kaisers am preussischen Hofe gewissermaßen wieder erneuert werden soll. Die Musik war von Hauptner, die Ballets von Taglioni. Die Hauptrolle, eine russische Marketenderin, wurde von der Solotänzerin Fräulein Mathilde Soldanska gegeben, welche die Kenner sehr befriedigt haben soll. —

Am 18. Juni wurde im Théâtre français ein neues tragisches Monstrum aufgeführt: *Ulysses*, ein Trauerspiel in fünf Acten mit Chören, von Ponsard. Musik von Gounod. Weder die getreue Penelope, noch die Minerva, noch der loyale Schweinehirt erregte die hinreichende Befriedigung des Pariser Publicums. — Die Experimente des Herrn Ponsard werden immer seltsamer. Mit seinem ersten Stück, der *Lucretia*, hat er Glück gemacht, weil man der romantischen Ueberschwänglichkeit müde war und etwas Einfaches haben wollte. Daß dieser Classicismus eine reine Reflexionsache war, übersah man damals. Ponsard wurde als der Schöpfer einer neuen Zeit für das Drama begrüßt. Seit der Zeit hat er eine ganze Reihe classischer Dramen geschrieben, die aber sämmtlich einen großen Mangel an wirklicher Originalität und eine eben so große

Sucht, diesen Mangel durch paradoxe Formen zu ersetzen, verrathen. Daß die Darstellung classischer Zustände zu den Zeiten Corneille's und Racine's durch die damaligen Theaterbedingungen geboten war, giebt diesen Stoffen noch keine Berechtigung für das gegenwärtige Theater. Heut zu Tage ist es nicht mehr möglich, griechische und römische Republikaner in der Form von Hofcavalieren des großen Königs vorzustellen, und eine wirkliche Nachbildung griechischer und römischer Sitten auf dem Theater würde uns noch weiter von der Einheit der Formen entfernen, die für den tragischen Styl nothwendig ist, als eine Nachbildung des Mittelalters. — Ponsard hat sich diesmal die Sache sehr bequem gemacht. Während die altclassischen Dichter allgemein menschliche Leidenschaften entwickelten und das Costum und die Localfarbe gänzlich vernachlässigten, hat er sich begnügt auf das Costum beschränkt. Er hat die Scenen aus der Odyssee, die sich in einem Epos ganz vortrefflich ausnehmen, die aber für eine Tragödie nicht passen, ohne viele Veränderungen willkürlich an einander gereiht, und dabei seinen Helden eine Sprache in den Mund gelegt, wie man sie sonst nur im bürgerlichen Lustspiel gewöhnt ist; und andererseits reichen seine archäologischen Kenntnisse doch nicht so weit, um den wirklichen Kenner zu befriedigen. — Noch sonderbarer aber wird das Drama durch das Einmischen der Musik. Es sind darin nicht weniger als vierzehn vollständig musikalisch ausgeführte Ensemblestücke und noch eine gute Zahl symphonischer Episoden enthalten. Der Componist, der früher eine Oper: „Sappho“ auf die Bühne gebracht und sich dann vorzugsweise mit Instrumentalmusik beschäftigt hat, ist ein geschickter, aber nicht sehr productiver Anhänger der neuen musikalischen Schule. Wir können uns nicht enthalten, hier einige Bemerkungen anzuführen, die Scudo bei dieser Gelegenheit über die Verschmelzung der Oper und des Dramas machte, weil sie auch unsre „Musiker der Zukunft“ beherzigen könnten. Er findet nämlich ganz mit Recht, daß die Vermischung dieser beiden Kunstgattungen nicht der Reife, sondern der Kindheit der Kunst angehört. Dieser Kindheit ist es ganz entsprechend, wenn alle Künste sich gleichzeitig in einer verwirrten Lebensäußerung geltend machen, wie man es noch täglich bei Kindern beobachten kann, die gleichzeitig gesticuliren, zittern und unarticulirte Laute hervorbringen; sobald die Organe Consistenz gewinnen, vertheilen sich die Lebensäußerungen in die verschiedenen individuellen Canäle. Ein Durcheinanderwerfen der individuellen Künste wäre also eine Rückkehr zur Kindheit. Auch die Griechen fingen mit bemalten Statuen an. Sie haben nachher mit Recht die Malerei von der eigentlichen Plastik gesondert, und eben so ist es auch mit der Oper und dem Drama der Fall. —

Die Geschichte von der Nymphe Galathee ist in einer komischen Oper behandelt. Die Dichtung ist von Jules Barbier und Michel Carré, die Musik von Victor Massé. Die Anmuth und Grazie der Musik haben dem Stück Beifall gewonnen, obgleich Galathee sich in eine verschmigte Pariser Coquette verwandelt hat. —

G. Sand hat ihre beiden neuesten Stücke, *Les vacances de Pandolfe* (nach den altitalienischen Masken bearbeitet) und *Le mariage de Victorine* (Fortsetzung zum *Philosophe sans le savoir* von Sedaine) herausgegeben. Wir haben also jetzt im Ganzen schon fünf Stücke von dieser Dichterin (außerdem *Francois le champi*, *Claudie*, und *Molière*), die zwar an Werth hinter ihren Romanen sehr zurückstehen, aber doch alle ein gewisses Interesse hervorrufen und auch in Beziehung auf die Bühnenfähigkeit geschickt ausgearbeitet sind.

— Fräulein Rachel hat für ihr Spiel im Neuen Palais von Sanssouci unter

den höchsten Herrschaften Triumphe eingeerntet, die weit über Alles hinausgehen, was ihr bisher zu Theil geworden ist. Selbst der Mann, dessen Leben für den Welttheil, den ihm die Vorsehung zum Erbe gesetzt, eine Nothwendigkeit ist, hat, wie eine von den inspirirten Zeitungen sich ausdrückt, ihr gegenüber nur Cavalier sein wollen, er hat in ihr nicht blos die Künstlerin, sondern auch die Dame geehrt. Professor Hensel hat sie gemalt. Das Berliner Publicum dagegen scheint einigermaßen wankelmüthig geworden zu sein, trotz Klein und Röscher. —

— Die Nachricht von dem Tode des ehemaligen Theaterdirectors Dr. Schmidt ist glücklicher Weise durch Friedrich Gerstäcker, der zur Freude seiner zahlreichen Freunde nach vierjährigen Irrfahrten in beiden Hemisphären in Leipzig eingetroffen ist, um sich daselbst bleibend wieder anzusiedeln, widerlegt worden. —

Musik. — Prof. Lowell Mason aus New-York, der lebhafteste Beförderer deutscher Musik in Amerika, hat in Darmstadt die von dem berühmten Organisten Nink hinterlassene, sehr werthvolle musikalische Bibliothek angekauft. Lowell Mason verbrachte den letzten Winter in Leipzig. —

In Wien starb der berühmte Violoncellist Joseph Merk und kurze Zeit zuvor, in einem Alter von 84 Jahren, der Hoboebläser Hyrtl, Mitglied der Capelle des Fürsten Esterhazy schon zu jener Zeit, als Haydn ihr vorstand. —

Im nächsten Winter wird Niels Gade wieder die Leipziger Gewandhausconcerte leiten. Doch hören wir, daß er erst im Januar eintreffen wird. —

Musikdirector Klingenberg veranstaltete in der Nicolaikirche zu Görlitz ein großes Concert. Auf dem Programme standen „das Lied von der Glocke“ von Romberg; Mendelssohn's Violinconcert, gespielt von dem Kammermusikus Seelmann aus Dresden, und eine geistliche Cantate, gedichtet von Schmalz, componirt von Klingenberg. —

Die Neigung zu musikalischen Festen hat nicht blos die Deutschen ergriffen, auch in Frankreich beginnt sie sich zu regen. Wir berichteten kürzlich von einem Gesangsfest in Lille, heute geben wir eine kurze Notiz über ein Musikfest zu Limoges, das am 17. und 18. Juni von der musikalischen Gesellschaft des westlichen Frankreichs daselbst veranstaltet wurde. Aufgeführt wurden die Pastoralsymphonie, Ouverturen, Chöre aus geistlichen Compositionen (darunter das Ave verum von Mozart, zwei Sätze aus einer neuen Messe von Beaulieu), Ensembles aus Opern, Sologesang und Instrumentalvorträge. Die Ausführung von großen zusammenhängenden Compositionen, wie dies in Deutschland zu geschehen pflegt, ist in Frankreich noch nicht zulässig; man zieht die Abwechselung dem ernstern Genuße vor. Als Dirigent fungirte M. Farge; das Orchester bestand aus 150, der Chor aus 200 Personen.

Spyer's Charfreitagsoratorium wurde in Exeter-Hall den 5. Juli mit großem Erfolge aufgeführt. Das englische Publicum hat schon seit langen Jahren großes Interesse für den deutschen Meister gezeigt. Der Fall Babels, sein letztes größeres kirchliches Werk, ist ausdrücklich für England geschrieben und erst nach der dortigen Aufführung in Deutschland bekannt geworden.

Bildende Kunst. — Landschaft von Roekoef in Cleve, ausgestellt im städtischen Museum zu Leipzig. Roekoef ist unter den neueren Landschaftern in kurzer Zeit der Liebling des Publicums geworden, und seine zahlreichen Werke finden fast überall unbegrenzten Beifall und Absatz, weil sie angenehm, leicht verständlich und bequem zu genießen sind. Roekoef

kennt den Styl nicht, er giebt nirgends das Wesen der Realität, sucht nicht das Schöne in dem Bedeutenden, sondern hält es nur mit der realistischen Treue. Er kennt nur die cultivirte Erde, Alles was er darstellt, weist auf menschliches Wirken hin, nirgends findet man bei ihm die urkräftige, Gottverkündende Natur, aber mit offenem, heiterem Sinne sucht er das Erfreuliche, das Gemüth Ansprechende heraus und setzt es zu einem Ganzen zusammen, in dem jeder Winkel gar heimlich und traulich ist. Und so wie er sich an der Menge von einzelnen hübschen Motiven erfreut, so liebt er auch die Abwechslung frischer, hunder Farben und weiß, ohne leicht zu erkennende Manier durch anscheinend absichtslos und zufällig ausgestreute Striche und Punkte, Bäume und Kräuter, Wasser und Felsen bald mit frappanter Schärfe im hellsten Sonnenstrahle hervorspringen, bald in heimlichen Hellsdunkel verschwimmen zu lassen, wobei er mit dem feinsten Gefühle durch stufenweise Abstimmung der Töne die Partien so zu trennen weiß und hinter einander zurücktreten läßt, daß er eine Illusion erreicht, wie man sie nur von der Treue der Camera obscura erwarten zu dürfen meint. In dieser Illusion liegt eben das Bestechende von Koeke's Werken; die Empfindung des Beschauers vermag sich nicht über das Vergnügen, das auch die Camera obscura gewährt, zu einem höheren geistigen Genuße zu erheben, aber gerade die Bequemlichkeit dieses sinnlichen Genußes ist der Grund des so großen Beifalls der Menge, mit dem auch wieder das gegenwärtig in Leipzig ausgestellte Bild höher erhoben wird, als es zu stellen ist. —

Literatur. — Geschichte der neuesten Zeit, seit dem Sturz Napoleons bis auf unsre Tage, von Walter Rogge. Berlin, Hempel. — Von diesem Werk, welches bestimmt ist, in 36 Lieferungen à 5 Silbergroschen zu erscheinen, liegen uns bis jetzt vier Hefte vor; wir können also nur eine vorläufige Notiz davon geben. Der Verfasser hat sich bekanntlich durch seine „Parlamentarischen Größen“ einen literarischen Ruf gegründet. Das Talent, charakteristische Eigenschaften, soweit sie für den bestimmten Zweck paßten, aufzuspüren und sie in der angemessenen Form wiederzugeben, haben wir damals anerkannt, so entschieden wir die Tendenz des Buches mißbilligen mußten. Herr Rogge hatte die politischen Parteinungen unsrer Zeit aus der Vogelperspective betrachtet, man kann wohl sagen, etwa vom Sirius aus, und war zu dem Resultat gekommen, daß sie Alle ziemlich gleich nichtswürdig wären. Er konnte also je nach den Umständen bald die eine, bald die andere protegiren, und das Ganze sah fast so aus wie eine Apologie des Herrn v. Manteuffel. Zwar setzte der Verfasser diesem Staatsmanne die Idee eines diametral entgegengesetzten politischen Principis entgegen, aber dieses Princip verlor sich so in nebelgraue Ferne, daß man nicht gerade nöthig hatte, ihm eine lebhaftere Aufmerksamkeit zu schenken. — Das ist für die Erörterung brennender Fragen ein sehr bedenklicher und sehr gehässiger Standpunkt. Die Zeit des Wiener Congresses liegt uns schon ferner, und eine objective Darstellung ist hier an ihrem Ort. Herr Rogge hat die Intriguen dieses Congresses für das größere Publicum sehr ansprechend und charakteristisch erzählt, und der in der Einleitung ausgeführte Gedanke verdient hier näher erwähnt zu werden. Er sagt nämlich, man würde aufhören, sich über die Erfolglosigkeit der Verhandlungen in der Paulskirche zu verwundern, wenn man die Verhandlungen des Wiener Congresses, die doch einen ähnlichen Gegenstand hatten, einer nähern Aufmerksamkeit würdigte. Das ist ein Gedanke, der nicht häufig genug wiederholt werden kann, namentlich in unseren Tagen, wo von Seiten der Reaction wie von

Seiten der Demokratie die Mittelparteien, in deren Händen doch vorzugsweise die Frankfurter Einigung lag, fortwährend mit wohlfeilem Spott überhäuft werden. Das Mißlingen der Aufgabe lag keineswegs blos in der Schwäche oder in den Vorurtheilen der Männer, die ihre Ausföhrung unternommen hatten, sondern in der der irrationalen Natur der Aufgabe selbst, die eine unendlich schwierigere und undankbarere war, als das Werk der Nationalversammlung von 1791. Man sollte die Idee, welche sich als Resultat in Frankfurt herausstellte, daß nämlich eine Herstellung Deutschlands nur durch die Trennung Deutschlands möglich sei, nicht zu gering anschlagen, obgleich sie vorläufig eben nur eine Idee geblieben ist; denn als solche wird sie der leitende Faden unsrer ganzen neuen Entwicklung bleiben. Die Unionsversuche und die neuesten Zollverhandlungen fallen immer in dasselbe Capitel. Wer auch in Zukunft an der Spitze der Geschäfte in Preußen stehen mag, ob Herr v. Manteuffel oder Herr v. Bismark, Herr v.adowitz oder Herr v. Bethmann-Hollweg, Herr v. Gerlach oder Herr v. Unruh, Herr Wagener oder Herr Quehl, er wird wohl oder übel immer auf dieselbe Idee zurückkommen müssen, eine homogene Staatengruppe um Preußen zu crystallisiren und sie mehr oder minder dem österreichischen Einfluß zu entziehen. Wenn blos die Politik der Träger dieser Idee wäre, so würden wir eine solche Behauptung nicht so zuversichtlich aufstellen; aber es sind alle materiellen, geistigen, religiösen Interessen, die auf dieses Ziel hinsteuern. Wenn es so weit gekommen ist, daß selbst die Kreuzzeitung eine wüthende Opposition gegen Herrn v. Manteuffel macht, weil er sich zu nachgiebig gegen Oestreich zeigt, so ist das doch wohl ein sehr deutlicher Fingerzeig. Die trübe Stimmung der letzten Jahre hat diese Idee wenigstens in der Publicistik etwas in Vergeßtheit gebracht, aber wir müssen doch immer wieder darauf zurückkommen, denn die Unklarheit in den Begriffen muß zuerst ausgerottet werden, ehe wir an ein neues politisches Unternehmen gehen können. Wie groß der Einfluß einer falschen Idee ist, wenn sie zur Hartnäckigkeit einer Leidenschaft ausartet, dafür ist uns das beste Beispiel Herr v. d. Pfordten. Wir können hier ganz bei Seite lassen, inwieweit dieser Staatsmann es verstanden hat, seine Principien mit seinen Sympathien, seine Ueberzeugungen mit seinen Interessen zu vereinbaren; jedenfalls ist bei ihm das Großdeuthum nicht blos Verstandessache. Er giebt nicht nur den bayerischen Gelehrten auf, ein Compendium der bayerischen Nationalgeschichte für Schulen zu schreiben, in welchem nachgewiesen werden soll, daß während der ganzen Geschichte Bayern der Mittelpunkt der deutschen Cultur und Politik gewesen ist, sondern er schreibt auch in Stammbücher: Kein Deutschland ohne Oestreich! Ja wir wissen es zwar nicht, aber wir sind davon überzeugt, daß er zuweilen diese Idee auch in der gemüthlichen Form eines Toastes zur Geltung bringt. Wenn das am grünen Holze geschieht, was soll man erst vom dürren erwarten! Ein einiges Deutschland mit zwei widerstrebenden Großmächten an der Spitze, die durch eine dritte, kleine Großmacht, welche die einzige charakteristische Eigenschaft hat, Mittelpunkt der deutschen Cultur zu sein, controlirt werden; — wie sich diese Idee im Kopf eines Benedek hat festsetzen können, das läßt sich wohl begreifen, und die Sache wird dadurch nur noch plausibler, wenn man über diese verschiedenen Großmächte auch noch eine souveraine Nationalversammlung als höchste Spitze stellt, denn bei dieser Ueberfülle von Souverainetäten kommt es auf eine Souverainetät mehr oder weniger nicht an. Daß aber ein gebildeter Mann, was Herr v. d. Pfordten doch unstreitig ist, an dieser mystischen Idee mit der Fähigkeit einer Monomanie festhalten kann, das ist doch ein starkes Zeichen für die Verworrenheit in unseren politischen Begriffen. —

Herausgegeben von **Gustav Frehtag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **F. W. Grunow**. — Verlag von **F. V. Herbig** in Leipzig.

Druck von **C. E. Elbert** in Leipzig.